

## ***Recht auf Stadt* – Vier Fragen und vier Perspektiven. Anmerkungen zu einem Kongress in Hamburg**

Vom 2. bis zum 5. Juni des laufenden Jahres nahmen in Hamburg mehr als 600 Menschen an einem „Recht auf Stadt“-Kongress teil, der unter anderem durch das gleichnamige lokale Netzwerk sowie die Bundeskoordination Internationalismus (BUKO) vorbereitet wurde. In mehr als 60 Workshops wurde vier Tage lang zu einer unübersichtlichen Vielfalt von Themen gearbeitet, mit Teilnehmenden aus mehreren Kontinenten, von Amsterdam über Bad Bevensen bis nach New York und Kairo. Es ist fast unmöglich, eine umfassende und eindeutige Perspektive zu notieren, die sich als „Bilanz“ dieser großartigen Tagung ergibt. Aus diesem Grunde erscheint hier auch kein Tagungsbericht in der üblichen Form, sondern ein Gespräch über Wahrnehmungen und Perspektiven, als Versuch, der kaleidoskopischen Form der Veranstaltung (und der stadtpolitischen Bewegungen?) gerecht zu werden. Sonja Nielbock und Nicole Vrenegor waren an der Vorbereitung beteiligt, aber sie sprechen selbstverständlich nicht *für* oder *im Namen von*. Matthias Möller und Andrea Pabst reflektieren ihre Eindrücke als in Freiburg und Hamburg stadtpolitisch engagierte Teilnehmende. Die Fragen stellte Peter Birke.

Peter Birke (PB): Ich möchte mit einer konzeptionellen Frage anfangen. Auf der Homepage des Kongresses wurde ein Zitat von Henri Lefebvre vorangestellt: „Das Städtische definiert sich als der Ort, wo die Menschen sich gegenseitig auf die Füße treten, sich vor und inmitten einer Anhäufung von Objekten befinden, wo sie sich kreuzen und wieder kreuzen, bis sie den Faden der eigenen Tätigkeit verloren haben, Situationen derart miteinander verwirren, dass

unvorhergesehene Situationen entstehen.“ Was bedeutet das aus Eurer Sicht für die aktuellen urbanen sozialen Bewegungen und Konflikte? Und ist das nicht ein bisschen sperrig und verwirrend, wenn es um Organisation und kollektive Aktionen geht?

Nicole Vrenegor (NV): Was mir an dem Zitat gefällt, ist das Moment des Unvorhergesehenen, des Unkalkulierbaren. Es ist das genaue Gegenteil einer städtischen Ordnungspolitik, die in Masterplänen und Leitbildern denkt und immer schon weiß, was das „Richtige“ für alle ist und dies dann *top-down* durchzusetzen versucht. Und in einer Gesellschaft, in der jeder angehalten ist, zielgerichtet und in Konkurrenz zu anderen „seinen“ Weg zu gehen, ist die Aufforderung, den Faden der eigenen Tätigkeit zu verlieren, ebenfalls ungewöhnlich. Bezogen auf *Recht auf Stadt* gab und gibt es, nicht nur in Hamburg, sondern auch in den vielen Erfahrungen aus anderen Städten, die auf dem Kongress präsent waren, immer wieder Momente, in denen durchschimmert, was passieren kann, wenn Situationen derart miteinander verwirren und welche Dynamik daraus entstehen kann. Aber viele der geschilderten Konflikte starten an dem Punkt, an dem immer mehr Leute sagen: „Jetzt reicht’s! Wir wollen nicht mehr derart regiert werden!“ Dann landen sie aber zwangsläufig bei der Frage: Wie soll die Stadt aussehen, in der wir leben? Die Herausforderung ist nun, dies in einem Prozess mit möglichst vielen Menschen nicht-hierarchisch auszuhandeln und gegenüber den Verwertungsinteressen von Politik und Ökonomie durchzusetzen.

Matthias Möller (MM): Es wäre schön, wenn das, was Lefebvre schreibt, auf einer egalitären Grundlage Wirklichkeit würde. Dazu müsste aber auch gehören, dass auf unvorhergesehene Situationen freie Aushandlungen folgen. Diesen Aspekt finde ich sehr wichtig. Dass dabei der Faden der eigenen Tätigkeit verloren ginge, finde ich jedoch teils wenig greifbar, teils frage ich mich auch, was daraus folgt. Denn auf der Strecke bleiben dabei jene Machtbeziehungen, die als Gegenpol zum Unvorhergesehenen dafür sorgen, dass eben

nicht alles möglich ist, dass die Stadt auf bestimmte Arten strukturiert wird und manche Prozesse leider ziemlich voraussehbar ablaufen. Aus der Perspektive stadtpolitischer Bewegungen finde ich passender, was De Certeau als „Gehen in der Stadt“ bezeichnet: eine urbane Praxis des sich Treibenlassens, die von AkteurInnen und ihren Handlungsmöglichkeiten ausgeht. Dies bedeutet, dass sich Menschen nicht unbedingt in der Stadt verlieren müssen, sondern ihren Weg durch sie hindurch selbst wählen. Auch hier ist viel Raum für Unvorhergesehenes, es gibt dabei aber die Möglichkeit, sich an Kreuzungspunkten selbst für neue Richtungen zu entscheiden.

Sonja Nielbock (SN): Ich finde dennoch wichtig, dass das Zitat Möglichkeitsräume skizziert, die historisch das Entstehen der Stadt voraussetzen. Die Dichte und Vielzahl der Unterschiedlichkeiten ermöglicht es, jenseits von tradierten und einschränkenden Identitäten zu leben. Ähnlich wie Nicole sehe ich die Herausforderung: Die Vision ist toll, aber zugleich auch eine Herausforderung. Es ist auch anstrengend, Unterschiedlichkeit auszuhalten und wird – sowohl individuell als auch im Rahmen einer Vernetzung wie in „Recht auf Stadt“ – nicht immer als Bereicherung wahrgenommen. Andere Werte, Positionen, Handlungen können eben auch als Hindernis oder Bedrohung für das eigene (politische) Handeln angesehen werden.

PB: Ich möchte an diesen von Sonja skizzierten Spannungsbogen anknüpfen – ist es denn, zumindest während des Kongresses, aus Eurer Sicht gelungen, unterschiedliche Positionen transparent zu machen und miteinander ins Gespräch zu bringen?

NV: Es gibt aus meiner Sicht eine erste, grundlegend unterschiedliche Voraussetzung, die nicht innerhalb *der Stadt*, sondern *zwischen den Städten* verortet ist, und über die man natürlich nachdenken muss, wenn man einen bundesweiten beziehungsweise sogar transnational angelegten Kongress veranstaltet. Ich meine den Unterschied zwischen wachsenden und schrumpfenden Städten. Die Pro-

bleme, die beispielsweise in Hamburg unter dem Schlagwort Gentrifizierung verhandelt werden (steigende Mieten, Eventisierung von Stadtpolitik, Verdrängung angestammter BewohnerInnen aus der Innenstadt) unterscheiden sich grundlegend von denen, die Städte haben, die als VerliererInnen im neoliberalen Städtewettbewerb gelten und mit einer schrumpfenden BewohnerInnenzahl oder mit einem hochverschuldeten kommunalen Haushalt zu kämpfen haben. Dennoch sind dies zwei Seiten einer Medaille. Aus diesem Grund haben wir viele Menschen aus anderen bundesdeutschen Städten, aber auch stadtpolitisch Aktive aus anderen Ländern eingeladen. Uns ging es darum, die städtischen Transformationsprozesse nicht nur als lokale, sondern auch als globale Phänomene zu betrachten. In welchem Licht erscheinen Erfahrungen aus Protestbewegungen in der Bundesrepublik, wenn man diese in Relation zu Erfahrungen setzt, die im globalen Maßstab gemacht werden? Wenn beispielsweise stadtpolitische AktivistInnen aus Istanbul beschreiben, wie ganze informelle Stadtviertel militärisch geräumt werden, dann hat Gentrifizierung dort eine noch viel existentiellere Dimension für die Betroffenen als hier. Dennoch – und dies ist auch eine Erfahrung aus dem Kongress – gibt es trotz lokaler Unterschiede viele Gemeinsamkeiten in den Kämpfen um ein Recht auf Stadt. Überall geht es darum, die massive Umverteilung von Reichtum von unten nach oben und weitere Privatisierungsprozesse zu stoppen und demgegenüber sich dafür stark zu machen, dass städtische Ressourcen eben keine Waren, sondern für alle zugängliche Gemeingüter sind.

SN: Ich finde es klar, dass es auf einem so großen Kongress nur ansatzweise möglich ist, ein derart breites Spektrum an Initiativen, Themen und Artikulationsformen zusammenzubringen.

Andrea Pabst (AP): Ich glaube auch, dass die Erwartungen der Teilnehmenden nicht so konzeptionell angelegt waren, wie wir dieses Gespräch angefangen haben. Auch meine eigenen Erwartungen an den Kongress waren eher diffus: Ich hoffte, einen Überblick über

momentane Themen, Foki, Handlungsstrategien in Auseinandersetzungen um ein *Recht auf Stadt* zu bekommen, Erfahrungen aus anderen Städten mit lokalen Bedingungen in Hamburg, der Stadt, in der ich neuerdings lebe, zu vergleichen und von anderen politischen Strategien zu lernen, und schließlich auch mehr darüber zu erfahren, wie viel politischer Handlungsspielraum überhaupt vorhanden ist / geschaffen werden kann / genutzt werden kann. Und nicht zuletzt hoffte ich, einen Einblick in die Arbeit des Hamburger Recht auf Stadt-Netzwerkes zu bekommen.

SN: Genau, ich war auch neugierig zu erfahren, was diese neue Bewegung ausmacht, wie die Stärke der Bewegung, nämlich Vielfalt zuzulassen, weiterentwickelt werden kann, ohne in innere Streits zu verfallen oder in Beliebigkeit zu schwimmen. Eine Motivation in der Kongressvorbereitung war es zudem, weniger sichtbare Perspektiven und kaum hörbare Stimmen einzubinden: ausgehend von den Fragen, wer wie von Aufwertungs- und Vertreibungsprozessen betroffen ist, wer welche Ressourcen hat, sich dagegen zu wehren und ob dann diese Menschen auch in der Bewegung fehlen oder von anderen einbezogen werden. Es geht also nicht nur um den von Nicole benannten Unterschied zwischen „wachsenden“ und „schrumpfenden“ Städten, sondern auch um die Frage nach sozialen Unterschieden und Konflikten innerhalb der Städte, und darum, wie sich diese Unterschiede in der Recht auf Stadt-Bewegung ausdrücken. Wie kann man diese Unterschiede begreifen, begrifflich fassen? Hier war die vor Peter Marcuse formulierte Differenz von „cry“ und „demand“ ein Ansatz, den ich nicht kannte und der von Yvonne P. Doderer im Auftaktvortrag dargestellt wurde: zum einen das „Schreien“ aus einer Entfremdungssituation heraus, zum anderen existentielle Forderungen. Auf dieser Grundlage werden die Interessen und Bedürfnisse differenziert und das Spektrum an Themen und Initiativen für ein „Recht auf Stadt“ kann anders betrachtet werden. Die Frage ist dann, wie beide Ansätze zusammen agieren können und sich nicht abgrenzen und ausschließen.

MM: In Freiburg haben wir ein paar Tage vor dem Kongress – ebenfalls auf einer größeren Tagung – die Frage diskutiert, wie ein Recht auf Stadt-Netzwerk eine offene, vielschichtige Ausrichtung bekommt beziehungsweise bewahrt, wie man mit bisher nicht aktiven Betroffenen aus anderen Milieus zusammenkommen kann, welches Verhältnis zwischen kleinen Verbesserungen und einer grundlegenden Positionierung bestehen kann. Wie kann man, zum Beispiel mit wohnpolitischen Themen, über die eigene Szene hinaus in Fragen der Stadtpolitik eingreifen? Das ist etwas, was in Freiburg beim Miethäuser-Syndikat schon länger diskutiert wird und diese Frage war für mich auch auf dem Kongress in Hamburg interessant.

PB: Dabei wollte der Kongress ja nicht nur Diskussionen weiterführen, sondern er stand auch für eine Verbindung zwischen Konzeption und konkretem Eingreifen. Beispielsweise wurde der Versuch unternommen, eine leer stehende Halle für das abendliche Plenum zu besetzen, deren Nutzung im Moment umstritten und umkämpft ist. Wie beurteilt ihr diese Ansätze? Ist das mehr als nur „Kongresspolitik“, mehr als nur ein Event?

NV: Ich würde da gerne etwas ausholen. Wir haben in der Vorbereitung lange darüber diskutiert, wie wir bestimmte Hierarchien, die es bei derartigen Veranstaltungen häufig gibt, reduzieren können. Zum einen haben wir darauf verzichtet, bestimmte Menschen als ReferentInnen hervorheben, um so eine Art „Prominentenhype“ (à la XY spricht hierzu oder hast du schon mal Z gesehen?) zu erschweren. Und abends gab es also kein obligatorisches Podium, sondern die Fünf-Minuten-Terrine, an einem Abend zum Thema „Recht auf Stadt“ und am nächsten zum Thema „Aneignungen“. Ziel war, dass möglichst viele Menschen einen kurzen Input geben und wir über wandernde Mikrophone leichter ins Gespräch miteinander kommen. Dies ist meines Erachtens an beiden Abenden gut gelungen. Zudem basierte der Kongress auf einem extrem dezentralen Konzept. Mit dem Centro Sociale, der Roten Flora, dem

Buttclub in der Hafensstraße und dem Gängeviertel haben wir Hamburger Orte gewählt, die aus den stadtpolitischen Kämpfen in den vergangenen Jahrzehnten und bis in die jüngste Vergangenheit entstanden sind, wenn man so will, die „Wohnzimmer“ des Recht auf Stadt-Netzwerkes in Hamburg. Wir haben uns bewusst gegen universitäre Räume entschieden, sondern für solche, in denen es Tag für Tag ums selbstorganisierte Mitmachen geht. Was mir besonders gut gefallen hat, war eigentlich eher ein unvorhergesehener Nebeneffekt. So mussten die Kongressteilnehmenden zwischen den Workshops von einem Ort zum nächsten laufen. Dadurch gab es zum einen eine hohe Sichtbarkeit des Kongresses in der Stadt und zum anderen haben viele bei dem schönen Wetter ihren Tätigkeitsfaden verloren und sind unterwegs hängen geblieben: Es war ein Kongress, der die Räume verlässt und die Straße entert. Der von Peter angesprochene Versuch einer temporären Besetzung war letztlich nur eine von mehreren Formen, in denen sich der bewusste Umgang mit Hierarchien, Räumen und Öffentlichkeiten ausdrückte, um die es uns in der Vorbereitung ging.

AP: Aber der Besetzungsversuch hat bei mir einen schalen Beigeschmack hinterlassen: Meines Erachtens war das schnelle Ende des Versuchs durch den relativ brutalen Polizeieinsatz wenig überraschend. Klar: Die räumliche Nähe der Kongress-Veranstaltungen zur Rindermarkthalle [dem Ort des Besetzungsversuchs, P. B.] und die symbolträchtige Aktionsform waren angesichts des Gegenstandes der Veranstaltung naheliegend. Ich sehe aber das Problem, dass es vermutlich nur für Ortskundige erschließbar war, dass man sich überhaupt an einer Besetzungsaktion beteiligte. Nicht wenige Leute fühlten sich während und nach der Aktion instrumentalisiert. Sinnvoll fand ich hingegen die anschließende Verlagerung der Abendveranstaltung auf den Platz vor der Rindermarkthalle: Damit hat der Kongress nochmal auf andere Weise Öffentlichkeit gesucht. Vielleicht hätte es sogar noch mehr Nutzungen öffentlicher (oder auch nicht mehr / noch nicht öffentlicher) Plätze geben können, um Veranstaltungen durchzuführen. Es gibt sicherlich Menschen, de-

nen es schwer fällt, sich in anderer Menschen „Wohnzimmer“ – wie Nicole es formuliert hat – zu setzen.

SN: Ich denke vor allem, dass der Polizeieinsatz gegen den Besetzungsversuch völlig unverhältnismäßig war. Ich bin aber der Meinung, dass dafür allein die Polizei und die Politik verantwortlich zu machen sind. Er hat gezeigt, wie die Machtverhältnisse im städtischen Raum sind und dass die Recht auf Stadt-Initiativen vom Hamburger Senat als bedrohlich und zu bekämpfen eingestuft werden. Beeindruckend war für mich die Reaktion von einer Sprecherin aus Kairo, die vor der Rindermarkthalle im Rahmen der anschließenden „Fünf-Minuten Terrine“ Position gegen den Schlagstock- und Pfefferspray-Einsatz bezogen hat. Das gibt mir auch zu denken ... auch angesichts der aktuellen Situation in Ägypten.

MM: Ich sehe in der Besetzung einen symbolischen Versuch, auch auf der Ebene der Aktionsformen einen anderen Zugang zum Thema deutlich zu machen. Angesichts der Vielzahl stadtpolitischer Akteure aus unterschiedlichen Richtungen (und auch solcher, denen eine eindeutige politische Positionierung weitgehend fremd ist) ist es ja nicht ganz einfach, sich als relativ junge Bewegung in so einem vielschichtigen Feld zu verorten. Mit der Kritik an der Ordnung des Eigentums kann man da einen grundsätzlicheren Standpunkt klarmachen, besonders wenn man sie nicht nur inhaltlich, sondern auch praktisch darstellt. Eine Aktionsform, die die geltenden Regeln überschreitet, ist insofern besonders geeignet, diese Ausrichtung zu verdeutlichen. Ich fand aber, dass die Aktion geradezu klassisch einer bestimmten Szene verhaftet blieb, besonders wenn man sich zum Vergleich anschaut, was zum Beispiel im Rahmen antirassistischer Grenzcamps (insbesondere denen, die im Stadtraum Frankfurt beziehungsweise Strasbourg stattfanden) an Aktionen möglich war. Aber klar, das waren auch Aktionscamps und hinterher kann man schön schlau daher reden. Was den konkreten Ablauf angeht, möchte ich mich Andrea anschließen.

PB: Welche Bilanz würdet ihr ziehen? Welche Perspektiven haben sich aus dem Kongress ergeben? Wie sollte es weitergehen?

NV: Der Kongress hatte einen stark rhizomhaften Charakter oder im situationistischen Sinne: Er lud zum Umherschweifen ein, und dies nicht nur räumlich, sondern auch inhaltlich. Oft wurde ein Thema rege diskutiert, aber die Diskussion musste abgebrochen werden, weil die Zeit abgelaufen war. Dies war vielleicht die Stärke und gleichzeitig die Schwäche des Kongresses. Die enorme Themenvielfalt zeigte sich bereits an den sieben Kategorien des Kongresses. Es gab Veranstaltungen zur Krise der neoliberalen Stadt, zum Themenkomplex Wohnen / Soziales / Migration und zu Kultur / Produktion / Prekarisierung. Einige Workshops widmeten sich den Themen Gender / Ethnizität / Klasse und es ging um Fragen von Partizipation / Repräsentation und Vereinnahmung. Klar, dass auch viel über Aneignung / Besetzung / Widerstand diskutiert wurde und – nicht zu vergessen – über Utopien. Dabei fällt mir auf, dass eben diese Diskussionen um Utopien zu kurz kamen. Das ist vielleicht ein Defizit nicht nur des Kongresses, sondern auch vieler stadtpolitischer Initiativen: Den Leuchtturm-Glitzerfassaden-Konsumtempel-Visionen von Stadt, die derzeit hegemonial sind, müssen wir andere Bilder, Ideen entgegen setzen. Wie sieht eine Stadt aus, die sich an den Bedürfnissen aller Bewohnerinnen und Bewohner orientiert? Genug Stoff also für einen nächsten Kongress ...

AP: Die Vielfalt an Themen und Veranstaltungen war sehr beeindruckend. Dass trotzdem Themen fehlen, ist wohl kaum vermeidbar. Eine Diskussion um solche Leerstellen wurde aber bereits in der Auftaktveranstaltung angeregt, wobei ich aus eigener Erfahrung nicht sagen kann, inwiefern das während des Kongresses aufgegriffen wurde. Letztlich habe ich sehr „unsystematisch“ Veranstaltungen besucht und insofern habe ich eher ein Potpourri an Themen und Gedanken mitbekommen. Aber mir fiel auch auf, dass es kaum zu gemeinsamen Diskussionen über die Themen kam – vor allem aus Zeitmangel in den einzelnen Veranstaltungen. Oft-

mals war mein Eindruck, dass individuelle Beweggründe, an einem Workshop teilzunehmen, doch sehr unterschiedlich waren. Am Ende einer Veranstaltung blieb dann manchmal bestenfalls ein neuer Fragenkatalog. Vielleicht ist das ja im Barcamp, ein Ort, der eben für nicht-geplante Diskussionen vorgesehen war, auch geschehen. Ein Austausch war aber in jedem Fall da. Außerdem gab es ja auch noch eine Reihe ähnlicher Veranstaltungen, in denen die Debatten weitergeführt werden konnten, so in Frankfurt am Main oder in Freiburg.

MM: Ich fand die inhaltliche Bandbreite und die Qualität der Workshops sehr gut. Und auch die globale Dimension, die Beiträge aus Kairo, New York, Südafrika. Allerdings hätte man an manchen Stellen etwas sparsamer mit Vergleichen zwischen städtischen Revolten / Revolutionen im globalen Süden und der Bewegung in der Bundesrepublik umgehen können. Schwierig finde ich oft, dass solche Bewegungskongresse sich im Spannungsfeld zwischen inhaltlicher Analyse und (Selbst-)Vergewisserung abspielen. Dagegen war in den Workshops und Veranstaltungen, die ich besucht habe, weder „alles klar“ noch „alles beliebig“. Trotz der großen Vielfältigkeit war es möglich, bestimmte inhaltliche Stränge zu verfolgen. Wie können etwa soziale Fragen in der Stadt von den heutigen Bewegungsnetzwerken thematisiert werden? Die Diskussionen haben gezeigt, mit welcher grundlegenden Schwierigkeiten man mitunter konfrontiert ist, wenn die Gestaltung des Urbanen auch unter der Fragestellung der sozialen Teilhabe thematisiert werden soll. Mir scheint es, als stünden wir hier noch ziemlich am Anfang. Daneben hat es mir gut gefallen, die Orte Centro, Gängeviertel, Flora, ... „im Betrieb“ zu erleben und zwar nicht nur als Veranstaltungsorte, sondern als Orte der Begegnung. Dabei hat sich auch gezeigt, wie solche städtischen Zentren bespielt werden können – irgendwie schon fast eine kleine Utopie eines anderen städtischen Alltags.

SN: Ja, wie Nicole, Matthias und Andrea ausführen, das Gesamte war beeindruckend. Sehr schön und gelungen fand auch ich, dass

## Tagungsberichte

eine globale Bewegung zu ahnen und wahrzunehmen war. Schade fand ich, dass die zusammenführenden, die einzelnen Workshops übergreifenden Foren wenig besucht und genutzt wurden. Mir hätte es gefallen, stärker Widersprüche zwischen Themen, Initiativen, Aktionen und Ansätzen herauszuarbeiten. Ich denke insgesamt, dass der Kongress Lust gemacht hat auf weitere Debatten und Auseinandersetzungen. Bei mir sind viele Fragen offen geblieben, die ich weiterverfolgen möchte. Das ist doch eigentlich ein sehr gutes Ergebnis eines Kongresses, oder?